

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 294.

Samstag, den 16. Dezember 1905.

20. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Gut gewohnt ist halb gelebt. Diese Wahrheit der Allgemeinheit näher zu bringen, ist die Aufgabe, welche sich die von der Wiesbadener Verlagsgesellschaft in Wiesbaden herausgegebene Monatschrift „Das Landhaus“, 2. Jahrgang, gestellt hat. Besonders in der eben erschienenen Doppelnummer 9 und 10 zeigt sich dies Bestreben. Die mit ca. 80 Illustrationen, Federzeichnungen, Grundrissen etc. nebst beachtenswerten Aufsätzen ausgestattete Nummer ist auch dadurch bemerkenswert, daß die Redaktion nicht nur bestrebt ist, alles in den Bereich ihrer Besprechungen zu ziehen, was mit dem Erwerb, Besitz, Bau und Ausbesserung eines Eigenheims zusammenhängt, sondern auch, gestützt auf eine reiche Erfahrung, durch praktische Winke und Ratsschläge bei Ausschließung von Landhausgeländen seitens Privater oder der Behörden aufzuweisen will. Ein reicher Informativinhalt von verkäuflichen Villen und Landhäusern im Rheingebiet mit Ansichten, Grundrissen und Beschreibungen derselben, gibt dem Landhaussuchenden ein bisher noch nicht gebotenes Material an die Hand. Trotz der gediegenen Ausstattung der Monatschrift ist der Preis außerordentlich billig: 3 M. pro Jahr durch die Post bezogen, 2,40 M. durch die Buchhandlungen.

Rheinische Hausbücherei. Soeben beginnt im Verlage von Emil Behrend in Wiesbaden zu erscheinen: „Rheinische Hausbücherei“. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Diezgang, Direktor der Nassauischen Landesbibliothek. Es liegen uns von den schönsten Bänden, die zu dem auffallend billigen Preis von 50 Bg. für den broschierten und 75 Bg. für den Ganzleinenband durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, die ersten fünf Bände vor. Weitere Bände sollen im Laufe des Winters und später erscheinen. Jeder Band hat — außen und innen hübsch ausgestattet — einen Umfang von durchschnittlich 160—170 Seiten. Dieses Unternehmen ergänzt die von anderer Seite unternommenen Versuche, eine neue zeitgemäße Erzählungskunst ins Leben zu rufen. Denn ebenso wichtig wie die hierauf gerichteten Bemühungen ist es, die Werke der älteren Volksschriftsteller auf ihre Bedeutung für die Zwecke der Gegenwart zu durchmustern. Anstatt alles bewährte Literaturgut einfach über Bord zu werfen, sollte man lieber Sorge tragen helfen, Schriften, die ebendem Dunderlause, um nicht zu sagen Millionen einfacher schlüchter Leser gefehlt und begehrt, erweitert und erbaut haben, in geeigneter Auswahl, in gediegener Ausstattung und zu angemessenem Preise abermals der Menge des Publikums vorzulegen. Wir diesen Worten leitet der Herausgeber Professor Dr. Diezgang, Direktor der Nassauischen Landesbibliothek und Schriftleiter der „Blätter für

Volksschulbibliothek und Vesehallen“ das erste Bändchen der „Rheinischen Hausbücherei“ ein. Was mit der Herausgabe der „Rheinischen Hausbücherei“ bezweckt werden soll, ist damit gesagt, und Professor Dr. Diezgang bürgt mit seinem Namen dafür, daß in der „Rheinischen Hausbücherei“ nur wirklich Gediegenes unserer Literaturgeschichte — frei von jeder politischen und religiösen Richtung — geboten werden wird. Aber nicht allein die älteren Schriftsteller sollen in der „Rheinischen Hausbücherei“ zu Worte kommen, sondern auch neuere Schriften, die sich hierfür besonders zu eignen scheinen. Die Bände eignen sich außer zur Unterhaltungslektüre auch — ganz besonders in ihren geschmackvollen Ganzleinenbänden — sehr gut zu Geschenkzwecken. Sie können dank ihres vortrefflichen Inhalts jedermann — fast ausnahmslos auch der heranwachsenden Jugend — getroßt in die Hand gegeben werden.

LOKALES

* Wiesbaden, 15. Dezember 1905.

* Agl. Schauspiele. Am Sonntag, den 17. d. M., nachmittags 2½ Uhr, kommt als 2. Volks- und Schülervorstellung „Emilia Galotti“ zur Aufführung. Der Billetverkauf hierzu findet am Samstag, den 16. d. Mts., vormittags von 10 bis 1 Uhr, sowie am Tage der Vorstellung von 9 bis 1 Uhr und eine Stunde vor Beginn der Vorstellung an der Agl. Theaterkasse (Kolonnade) statt. Die Preise der Plätze sind folgende: Fremdenloge 3 M., Mittelloge 2,50 M., Seitenloge 2,25 M., I. Ranggalerie 2 M., Orchesterstempel 2 M., Barter 1,50 M., Barterre 75 A., II. Ranggalerie 1. Reihe 1,50 M., II. Ranggalerie 2. Reihe 75 A., II. Ranggalerie 3. A., 5. Reihe Mitte 75 A., II. Ranggalerie 3. bis 5. Reihe Seite 50 A., III. Ranggalerie 1., 2. Reihe Mitte 50 A., III. Ranggalerie 2. Reihe Seite und 3. und 4. Reihe 35 A., Amphitheater 25 A.

* Königl. Schauspiele. Wiederholt zur Sprache gekommene Unzutrefflichkeiten, sowie der auch aus Abonnentenkreisen laut gewordene Wunsch nach einer ausreichernden Kontrolle veranlassen die Agl. Intendantur, hiermit ausdrücklich die Nr. 10 der Abonnementsbedingungen zur strengsten Nachachtung in Erinnerung zu bringen. Es ist erneut angeordnet worden, daß der Eintritt in das Agl. Theater künftig ausnahmslos nur gegen Vorzeigung der betr. Abonnementskarte bzw. einer sonst gültigen Eintrittskarte gestattet wird. Der Beamte, der eine Person ohne eine solche einläßt, verstößt gegen die ihm erteilte Instruktion und wird ohne weiteres entlassen.

* Residenztheater. Auf die morgen Samstag stattfindende erstmalige Aufführung des ländlichen Dramas „Liebesfinden“ von Josef Bertmann wird hiermit nochmals hingewiesen. In der Rolle des Schneiders Knotner steht der Agl. Bagerische Hofschauspieler Herr Max Hopmann sein Gastspiel fort, in weiteren Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Noorman und Urndt, sowie die Herren Bartel, Weber, Wilhelm und Dr. Ruder, in dessen Händen auch die Regie liegt. Das Stück wird Sonntagabend wiederholt.

* Geschäftsjubiläum. Heute sind es 25 Jahre, daß der Inhaber einer der bekanntesten hiesigen Weinhandlungen, Herr J. Rapp, Morisstraße 31 (Zweigverkauftelle Neugasse 18—20), sein Geschäft betreibt. — Anfangs der 80er Jahre wurde Herr Rapp zunächst durch seine in den Handel gebrachten italienischen Rotwein-Spezialitäten bekannt. Aus kleinen Anfängen (ursprünglich in der Goldgasse) hat sich das Geschäft dank der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit des Betriebes zu einer bedeutenden Ausdehnung emporgeschwungen. Mit dem sich immer erweiternden Kundenkreis nicht nur in unserer Stadt, sondern in ganz Deutschland und dem Auslande, war natürlich auch eine ständige Vergrößerung des Lagers verbunden, sodaß dasselbe jetzt enorme Vorräte auch in Rhein-, Mosel-, Bordeaux- und allen sonstigen Weinorten darstellt. Nicht unerwähnt möchten wir lassen, daß Herr Rapp auf der Ausstellung für das Hotel- und Wirtschaftswesen im Jahre 1898 die goldene Medaille erhielt und 1899 zum Herzogl. Sächs. Hoflieferant ernannt wurde.

Cigarren

als passendes Weihnachtsgeschenk
in Packungen von 10, 25, 50, 100 und 500 Stück
empfiehlt zu billigen realen Preisen

Cigarrenhdlg. Bernh. Cratz
Inh. Heinrich Cratz 3553
Kirchgasse 64.

Kartoffel-Handlung,

Christian Diels,
Zimmermannstr. 3 Telefon 479. Grabenstraße 9,
empfiehlt Winterkartoffeln in bester Qualität zu den billigsten
Tagpreisen.

Wegen Umzug Ausverkauf

meines gesamten
Lagers in: **Tabakspfeifen, Spazierstöcke, Schachspielen,
echten Wiener Meerschaum- und Bernsteinwaren.**
Nur Ia Qualität zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Ausführung sämtlicher Reparaturen. 2985
W. Barth, Drechsler, Neugasse 17.

Seiden-Haus M. Marchand,

12 Langgasse 42.

Zu Weihnachten

empfehle ich einen grossen Posten

durchaus solider schwarzer Seidenstoffe
weit unter Preis.

Gelegenheitskauf!

Gelegenheitskauf!

Grosse Freude

bereiten meine rühmlichst bekannten
ausserst billigen

Operngläser — Ferngläser
Barometer — Thermometer — Lupen
goldene Brillen — Pincenez
Lorgnetten — Kompass — Reisezeuge
Stereoskope etc. etc. etc.

in reichster Auswahl und jeder Preislage.



10%

Weihnachts-
Rabatt.

R. Petitpierre,

Optisches Specialgeschäft I. Ranges,
academisch gebildeter Fachmann.

Wiesbaden,

5 Häfnergasse 5,

zwischen Webergasse und Bärenstrasse.

Lieferant des Königl. Hof-Theaters.



Sie essen
u. trinken gut

in meinen Weinruben
Friedrichsplatz 12
am Dom. 1974

Franz Kirsch,
Weinhandlung,
Mainz.



Nr. 294.

Samstag, den 16. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Gesühnt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Freilich mochte es so am besten sein — armes Kind, arme Anna! Schade um ihre impulsive, ungezügelter Natur, ihre bedeutenden Fähigkeiten! Vielleicht würde sie in anderen Händen auch eine andere geworden sein, aber es hatte eben nie der Richtige ihren Pfad gekreuzt, und er verstand die Rätsel nicht, die in ihrer Seele schlummerten. Arme Sphinx!

Seltamerweise wünschte er plötzlich glühend, daß es ihm hätte vergönnt sein mögen, Edith hierher zu bringen, sie mit ihrem reinen Herzen, ihrem fiedelosen Leben. Inständig fühlte er, daß Edith ihn verstehen würde, wenn er nach ihrer Hand fassen, sie an den Grabhügel führen und ihr hier alles hätte sagen können!

Trotz all ihrer stolzen, mädchenhaften Reinheit war Edith nicht prüde. Oftmals hatte sie ihm das großmütige, zartfühlende Erbarmen einer Seele ahnen lassen, die keine Härte kennt. Wenn Edith alles gewußt hätte, sie würde ihn, dessen glaubte er überzeugt sein zu dürfen, nicht verurteilt haben. Um sie aber dazu zu veranlassen, daß sie eine bessere Meinung von ihm gewinne, mußte er sie wiedersehen, denn nur, wenn er ihr alles sagte, nur wenn er ihr in die Augen blinnte, war das denkbar. Während er langsam und trübe gestimmt den Weg nach dem kleinen Bahnhofe zurücklegte, dachte er mehr an Anna als an Edith. Wenige Tage später aber trat er die Reise nach England an.

Witten im Winter kehrte er in die Heimat zurück, gerade als der Krieg in vollster Blüte stand und man an die Mobilisierung neuer Truppen dachte. Lyon sagte sich, während er dem Orte zufuhr, in welchem „sie“ weilte, der sein Herz gehörte, daß, wenn sein Hoffen fehlschlage, er wenigstens in würdiger Weise sein Leben auf einem südafrikanischen Schlachtfelde werde beenden können.

Unweit von „Hillminster“ stiegen zwei Fremde in das Coupee, in welchem Lyon Platz genommen. Sein Antlitz hinter einem Zeitungsblatte verbergend, weil er befürchtete, doch von ihnen erkannt zu werden, lauschte er mit lebhaftem Interesse ihrem Gespräch.

„Die Jagdsaison ist ganz verdorben!“ bemerkte einer der Herren.

„Natürlich, vollständig!“ erwiderte der andere. „Wer legt denn noch den geringsten Wert darauf, Büchse zu jagen, wenn es sich um Menschenjagden handeln kann.“

„Ich weiß, daß einzelne Herren schon ihre Pferde der Regierung verkauft haben.“

„Ja, es wird sogar die Miliz einberufen. Sene von Hillshire vor allem.“

„Das wird Jim Trotter gerade jetzt schwer treffen.“

„Ja, und das arme kleine Ding, seine Braut nicht minder, man freute sich, sich sagen zu können, daß sie jene andere, unglückselige Liebesgeschichte überlebt habe, und wenn ihr Verlobter in den Krieg ziehen muß, ist das doppelt hart für sie.“

Lyon hielt das Zeitungsblatt noch höher vor das Gesicht, aber er las keine Zeile mehr. Sein Herz pochte zum Zerbrechen.

„Sie hat mir immer leid getan. Sie ist ein hübsches, gutes Mädchen, aber viel zu gut für Trotter, der zwar ein ganz netter Burjake, aber bei Gott kein Kirchenlicht ist.“

„Er wird Majoratsherr werden und ein hübsches Vermögen erben, da bedarf er keinen Verstand, vergessen Sie das nicht.“

Edith Abair ist sicherlich die Letzte, die sich davon beeinflussen läßt.“ —

Lyon war froh, daß in diesem Augenblicke der Zug in die Station einlief und die beiden Freunde ausstiegen. Er hatte genug gehört, mehr als genug, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß all seine Hoffnungen für immer vernichtet seien.

Edith hatte ihn merkwürdig rasch vergessen. Sie schien große Eile gehabt zu haben, den Platz, den er einst in ihrem Herzen besessen, von einem anderen ausfüllen zu lassen. Tant, den hatte ihn gebeten, sechs Monate zu warten, die Frist war gerade um, und nun lehrte er zurück, um zu sehen, daß Edith nicht mehr frei sei. Sechs Monate oder sechs Jahre würden vermutlich keinen Unterschied gemacht haben. Und was lag denn jetzt noch an allem, wenn Anna noch am Leben war?

In gedrückter Stimmung kam Lyon abends in sein Heim. Würde er sich nicht die Aufgabe gestellt haben, das Geheimnis zu ergründen, welche, Anna Nerinis Schicksal umgab, so hätte er vielleicht die Rückreise in ferne Lande sofort angetreten, aber er sah ein, daß er die Pflicht habe, in erster Linie zu ergründen, was aus ihr geworden, die einst seinem Herzen so nahe gestanden. Wie schwer es ihm auch werden mochte, er mußte vor allem die Nachforschungen durchführen, die ihn über Anna Nerinis Schicksal aufklären konnten. Dann, wenn er einmal darüber ins Klare gekommen, wollte er sein bisheriges Heim absperrern, es vielleicht vermieten, jedenfalls aber es für immer verlassen. Nie und nimmer würde er sich entschließen können, hier zu leben, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie Edith an Jim Trotters Seite glücklich lebe und seiner vergessen habe.

In Grange Moor empfing ihn die Haushälterin mit ehrerbietigem Schweigen. Ihr Antlitz klärte sich bei der Rückkehr des Gebieters ganz und gar nicht auf. Sie ärgerte sich im Stillen darüber, daß er so lange in der Ferne geweilt und es daher im Hause gar so still zugegangen. Da ihre Stelle aber bequem, ihr Gehalt ansehnlich war, so blieb sie doch, weil dies in ihrem Vorteil lag. Die Anzahl der Dienerschaft war während der Abwesenheit des Gebieters wesentlich vermindert worden, die Köchin und das Hausmädchen, die im Verein mit der Wirtschaftlerin zurzeit das gesamte Personal bildeten, waren Lyon vollkommen fremd. Niemand lächelte ihm zu. Niemand begrüßte ihn mit Herzlichkeit. Niemand freute sich, ihn zu sehen, und er empfand es nur als Aufseher, welche klägliche Heimkehr dies war.

Nach der Mahlzeit rachte er einsam seine Pfeife, sich unwillkürlich die Frage stellend, ob es denn in ganz England auch nur eine Menschenseele geben könne, die sich so unglücklich, so einsam, so verlassen fühlen konnte wie er.

Er war reich. Aber was in aller Welt sollte er mit seinem Reichtum anfangen? Das Geld besaß keinen Wert für ihn. „Ich will vor allem Annas Schicksal ergründen, sagte er sich. Dann aber mich als Freiwilliger im afrikanischen Krieg anwerben lassen. Dort kann ich wenigstens reiten und schießen, dafür aber, daß ich nimmermehr in die Heimat zurückkehre, will ich schon Sorge tragen.“

25.

Tantchen schließt einen Vertrag ab.

Die Grafschaft empfand es mit Stolz, daß, wer nur immer konnte, sich bereit erklärt hatte, zu den Waffen zu greifen und sich am afrikanischen Kriege zu beteiligen. Frauentränen galten in solchen Fällen blutwenig, und das weibliche Geschlecht besaß in England zumeist die Kraft und Selbstbeherrschung, Tränen so ungeschrien als möglich zu weinen. Von Angst und Furcht gequält, mit zuckendem Herzen verstandenen Mütter, Frauen und Bräute es, doch sich zu beherrschen und den Lieben, welche sie von sich lassen mußten, noch Worte des Trostes zuzusprechen, nur zu gut wissend, daß die Gefahr bestesse, sie nie mehr in die Arme schließen zu können.

Trotzdem gab es Stunden, in denen auch die Tapfersten heißes Weh empfanden.

Mirz weinte heiße Tränen in den Armen ihres Verlobten.

„Du kannst doch nicht wollen, daß ich zu Hause sitze und meinen Leichnam pflege, während alle anderen in den Kampf ziehen?“ forschte er mit sanftem Vorwurf.

„Nein, nein, ich sehe ja ein, daß es nicht anders sein kann,“ entgegnete sie, nach besten Kräften bestrebt, ihre Tränen zu unterdrücken. „Aber es ist eben doch hart, uns trennen zu müssen, wenn ich auch recht gut einsehe, daß sich der Sache nicht abhelfen läßt, daß ich auf Dich nicht so stolz sein könnte, als ich es tatsächlich bin, wenn Du vorziehen würdest, ruhig zu Hause zu bleiben, nur —“

„Wir wollen an irgend ein trauriges „Nur“ nicht denken, mein Liebling, und das Beste ist doch, daß, bevor wir uns trennen, wir durch den Priester einander für immer verbunden werden. Das gereicht uns beiden zum unermesslichen Troste, Du hast das Recht, zu mir zu kommen und mich zu pflegen im Falle einer Verwundung.“

„Sprich nicht von der Möglichkeit einer solchen, Robert, ich lasse Dich nicht von mir, wenn Du mir derartiges in Aussicht stellst.“

„Es muß aber sein, Geliebte, ich muß fort!“

„Ach, sie wußte ja nur zu gut, daß er im Rechte sei.“

Sie sollten am folgenden Tage bereits in aller Stille heiraten, denn Festlichkeiten wären jetzt wahrlich nicht angezeigt gewesen. Eine Woche hofften sie dann noch vereint bleiben zu können, bevor der schmerzliche Abschied kam. Dann würde sie dem Gatten bis Southampton das Geleite geben und in Begleitung der Eltern, nachdem die Einsegnung erfolgt war, in ihr ach so öde gewordenen Heim zurückkehren.

Während jenes traurigen Kriegswinters fand manche ähnliche Heirat statt, die von dem Bewußtsein einer bevorstehenden baldigen Trennung umdüstert wurde, und ach, wie viele solcher Heiraten hatten Tränen und ewige Trennung zur Folge, wenn der in die Ferne ziehende Gatte nicht mehr heimkehrte, von dem Selbe der Ehre.

Frauen aber, welche liebten, wie Mirz es tat, zogen es doch vor, durch die segnende Hand des Priesters vor der schmerzlichen Trennung vereint zu sein, wenn auch die unumstößliche Sicherheit eines Wiedersehens nicht bestand. Sie wollten sich seine Frau nennen können ohne Scheu vor der Möglichkeit, dann als junge Witwe zurückzubleiben.

Ganz anders standen die Dinge mit Edith Abair.

„Warum willst Du Mirz Beispiel nicht folgen?“ fragte der Oberst seine Tochter. „Warum willst Du Dich nicht trauen lassen, bevor Jim fort muß? Ich glaube nicht, daß seine Abreise so rasch zu gewärtigen ist wie jene Roberts. Aber dadurch erübrigt Ihr noch eine längere Zeit, durch die Ihr vereint sein könnt.“

„Wie soll ich es je über mich vermögen, Jim zu heiraten?“ hatte sie sich mit steigender Bangigkeit gefragt, als sie noch in der Schweiz weilte. Damals bestand der Plan, daß die Vermählung im Monat Januar stattfinden sollte. Dann tauchten die Gerüchte des südafrikanischen Krieges auf, die sich alsbald bewahrheiten sollten, und Edith empfand den Gedanken, daß ihre Trauung nun hinausgeschoben werden könne, als grenzenlose Erleichterung. Trotz alledem hegte sie nicht die Absicht, Jim die Treue zu brechen, denn das einmal gegebene Wort dünkte ihr heilig. Sie anerkannte mit der Zeit, daß sie ein Unrecht begangen, ihm ihr Wort zu verpfänden, da es aber geschehen war, hegte sie auch die Absicht, es ehrlich zu halten. Alles, was falsch und unwahr genannt werden mußte, war ihr bodenlos verhaßt und verächtlich. Deshalb meinte sie auch, daß

Lyons Vergehen zu groß gewesen sei, um Verzeihung erlangen zu können. In der Unerfahrenheit ihres Herzens rebete sie sich ein, daß, wenn sie Jim heirate und Harold nie mehr zu Gesicht bekomme, sie mit der Zeit ihre Neigung überwinden könne. Sie mußte noch heilbar sein, wenn nur die richtigen Mittel angewendet wurden, um diese Heilung zu bewerkstelligen. Ja, sie wollte geheilt werden, nur fühlte sie sich unfähig, als drastischen Versuch zu dieser Heilung die Ehe allzubaub über sich ergehen zu lassen.

Eines Morgens, drei Tage nach Mirz Trauung, trat Oberst Abair unvermutet und mit einer gewissen Hast in Tantchens Zimmer, um ihr die für ihn unerfreuliche Mitteilung zu machen, daß Harold Lyon zurückgekehrt sei und ihn wegen Anna zu sprechen wünsche. Edith dürfe auf keinen Fall erfahren, daß dem so sei. Er dürfe natürlich nicht ins Haus kommen,“ bemerkte der Oberst, seiner Schwester einen mißtrauischen Blick zuwerfend.

„Ich werde ihm schreiben und eine Zeit bestimmen, wann ich zu ihm komme. So unangenehm es mir ist, mit ihm zu sprechen, wird sich das doch nicht vermeiden lassen, denn es ist meine Pflicht, die näheren Umstände zu ergründen, welche mit dem Verschwinden der Tochter meiner armen Joanna im Zusammenhang stehen. Inzwischen muß ich Dir, meine liebe Schwester, das Versprechen abnehmen, daß Du in Bezug auf Lyons Anwesenheit in der hiesigen Gegend Edith gegenüber das strengste Geheimnis wahrst.“

„Was soll ich Edith eigentlich nicht sagen? Daß Du überzeugt bist, sie werde mit Harold Lyon nicht durchbrennen, wenn sie Jim Trotter geheiratet habe? Oder was sonst?“

„Mit Dir muß man wirklich die Geduld verlieren,“ rief der Oberst ärgerlich. Du weißt ganz genau, was ich will und was ich meine. Du sollst Edith nicht sagen, daß Lyon in Grange-Moor ist. Gib mir Dein Wort darauf.“

„Gut, gut, meinnetwegen, ich verspreche es.“

„Bei Deinem Ehrenwort?“

„Du lieber Himmel, Ehrenwort, was das für übertriebene Phrasen sind! Laß mich doch in Ruhe, Charles!“

Und der Oberst entfernte sich tatsächlich.

Als er das Gemach verlassen und seine Schritte draußen im Korridor verklungen waren, zog Tantchen mit einem leisen Nähn einen in ihrer eigenen Handschrift verfaßten angefangenen Brief aus der Tasche.

„Es ist doch ganz gut, wenn man sich zwei Wege freihält,“ flüsterte sie geheimnisvoll vor sich hin, dann aber schrieb sie mit größtem Eifer an dem begonnenen Briefe weiter. Zwecklos, den Inhalt desselben wiederzugeben. Der Schluß genügt. Er lautet wie folgt:

„Sie sind zwar, wie ich schon oftmals versicherte, ein alter Narr, aber wenn Sie diesmal die Gefälligkeit tun, die ich von Ihnen erbitte, so will ich besser von Ihnen denken, als je zuvor. Vor allem aber müssen Sie auch wirklich zustande bringen, was ich begehre, und zwar so, als ob es der reinste Zufall wäre. Wenn Charles mutmaßt, daß der Teufel dabei im Spiele, wie er es in seiner drastischen Ausdrucksweise nennen könnte, so würden wir mehr verderben als nützen. Gelingt aber mein Vorhaben, so bleibe ich bis an mein Lebensende Ihre aufrichtige Freundin

Ellen Mary Stubbs.“
(Fortsetzung folgt.)

Restaurant Waldhäuschen auch im Winter täglich geöffnet,



Nähmaschinen aller Systeme,

vor- und rückwärts gehend, stoppend und stückend.
Aus den renommiertesten Fabriken Deutschlands.
mit den neuesten, überhaupt existierenden Verbesserungen
empfiehlt bestens 3170

E. du Fais, Mechaniker,

Wiesbaden, Kirchgasse 24.

== Eigene Reparaturwerkstätte. ==

Ratenzahlung!

Langjährige Garantie!

Denkspruch.

Die Zeit trägt einen Kranz auf dem Rücken,
In den sie steckt die Gabe des Vergessens,
Des riesenhafte Ungeheuers: Undank.
Nur Brocken sind die Taten, die geschah'n,
So schnell verschlungen, als geschah'n,
Wie sie vollführt . . .

Shakespeare.
(Crotus und Erechda.)



Die Flucht der weißen Husaren.

Von Rudyard Kipling. Deutsch von Wilh. Thal.

(Nachdruck verboten.)

Einzelne Leute behaupten, ein englisches Kavallerie-Regiment könne überhaupt nicht entfliehen. Das ist ein Irrtum. Ich habe 437 Säbel in ungeheurer Angst durch die Felder fliehen sehen, — habe das beste Regiment der Armee zwei Stunden lang mit verhängten Bügeln dahinsprengen sehen. Wenn man diese Geschichte den weißen Husaren wiederholt, so werden sie wahrscheinlich ziemlich grob werden. Sie sind nämlich auf den Vorfall nicht stolz.

Man kennt die weißen Husaren von ihrem Renommée, das bedeutender ist als das aller Kavallerie-Regimenter der Armeeliste. Wenn das als Kennzeichen nicht genügt, dann mag man sie sich an dem alten Brandy merken. Derselbe befindet sich seit 60 Jahren im Kasino und verdient es, daß man ihn eingehend probiert. Man frage nach dem alten Brandy „Mc. Gaire“ und sehe zu, daß man ihn auch bekommt. Wenn der Kasinofürgeant jemand für unerzogen hält und der Ueberzeugung ist, daß der echte Stoff bei einem fortgeworfen ist, so wird er uns dementsprechend behandeln. Er ist ein guter Mensch, doch wenn man sich im Kasino befindet, soll man zu seinen Wirten niemals von starken Märschen oder langen Ritten sprechen; das Kasino ist darin sehr empfindlich, und wenn sie glauben, man lache über sie, so würden sie einem den Standpunkt klar machen.

Wie die weißen Husaren behaupten, war nur der Oberst daran schuld. Er war ein Neuling und hätte nie das Kommando übernehmen sollen. Er meinte, das Regiment wäre nicht schneidig genug. Das sagte er den weißen Husaren, die da wußten, daß kein Pferd sie abwerfen, keine Flinte sie durchbohren konnte, und die da behaupteten, daß man ihnen keinen Fußbreit Erde abtropfen würde. Diese Beleidigung war die erste Ursache des Kergernisses.

Dann strich der Oberst das Paukenpferd — das Paukenpferd der weißen Husaren! Vielleicht begreift der Leser gar nicht, welches unsagbare Verbrechen er damit begangen hatte. Ich will versuchen, die Sache zu erklären. Die Seele des Regiments lebte in dem Paukenpferd, das die silbernen Kesselpauken trägt. Es ist fast immer ein starkes Ross aus Wales. Das ist eine Ehrensache, und ein Regiment gibt für solch ein Pferd alles mögliche aus. Es ist über die gewöhnlichen Gesetze der Streichung und Abschaffung erhaben. Seine Arbeit ist sehr leicht, und es geht nur im Schritt. Darum ist sein Wohlsein auch gesichert, so lange es ausschreiten kann und hübsch aussieht. Es weiß vom Regiment mehr als der Adjutant und könnte, wenn es das selbst versuchte, keinen Irrtum begehen.

Das Paukenpferd der weißen Husaren war erst 18 Jahre alt und seinen Verpflichtungen vollständig gewachsen. Es hatte mindestens noch für sechs Jahre Arbeitskraft im Leibe und stolzierte mit allem Gepränge und Pomp eines Gardetambourmajors. Das Regiment hatte für das Tier 1200 Rupien gezahlt.

Doch der Oberst sagte, es müsse fort, und es wurde regelrecht abgeschafft und von einem schwachen, rotbraunen Tiere mit einem Rattenschwanz, Kuhbeinen und einem Schafhals ersetzt, das so häßlich wie ein Maulfessel war. Der Paukenschlager haßte das Tier, während die besseren der Musikkapelle die Ohren zurückzogen und bei seinem bloßen Anblick das Weiße ihrer Augen zitterten. Sie wußten, es war ein Emporkömmling, aber kein Gentleman. Ich glaube, die Anführer des Obersten hinsichtlich der Schneidigkeit erstreckten sich auch auf die Musikkapelle, und er wollte auch sie an den regelrechten Paradeübungen teilnehmen lassen. Eine Musikkapelle der Kavallerie ist eine geheiligte Sache. Sie rückt nur aus, wenn der Oberstkommandierende Parade abhält, und der Kapellmeister ist noch um einen Grad bedeutender als der Oberst. Er ist ein hoher Priester und der „Keel-Row“ ist sein Opfergesang. Der „Keel-Row“ ist der Kavalleriemarsch, und wer dieses hohe, schrille, geklingelte Ton-

stück, in dem sämtliche Instrumente vertreten sind, nicht gehört hat, der kann immer noch etwas hören und noch etwas lernen.

Als der Oberst das Paukenpferd der weißen Husaren abschaffte, kam es fast zu einem Aufruhr. Die Offiziere waren ärgerlich, das Regiment war wütend, die Musiker fluchten wie Soldaten. Das Paukenpferd sollte versteigert werden — öffentlich versteigert, um vielleicht von einem Parsen gekauft und vor einen Wagen gespannt zu werden! Das war schlimmer, als wenn man das innere Leben des Regiments dem Gerede der ganzen Welt preisgab oder das Silbergeschloß des Kasinos einem Juden — einem schwarzen Juden — verkaufte.

Der Oberst war ein gewöhnlicher Mensch und ein Eisenkresser. Er wußte, was das Regiment von seiner Handlungsweise hielt, und als die Soldaten sich erboten, das Paukenpferd zu kaufen, erklärte er, ihr Anerbieten wäre aufrührerisch und der Instruktion zuwiderlaufend.

Doch einer der Subalternoffiziere, ein Ire, namens Hogan-Yale, kaufte das Paukenpferd für 160 Rupien auf der Auktion, und der Oberst war wütend. Yale zeigte Reue, er war unnatürlich demütig und sagte, er habe das Pferd nur gekauft, um es vor etwaigem Hungertode und schlechter Behandlung zu schützen, doch jetzt wolle er es erschießen und der Sache ein Ende machen. Das schien den Obersten zu beruhigen, denn er sagte, man möchte über das Paukenpferd verfügen. Er fühlte, daß er einen Mißgriff begangen, konnte denselben aber natürlich nicht zugeben. Mittlerweile aber war ihm die Anwesenheit des Paukenpferdes lästig.

Yale nahm ein Glas des alten Brandy zu sich, steckte sich drei Zigarren ein und verließ mit seinem Freunde Martyn das Kasino. In Yales Wohnung konfertierte Yale und Martyn zwei Stunden lang, doch nur der Bull-Terrier, der Yales Schafstiefel bewachte, weiß, was sie miteinander sprachen. Ein bis an die Ohren verhängtes und eingewickeltes Pferd verließ Yales Ställe und wurde augenscheinlich sehr gegen seinen Willen in den Regimentsmarschall geführt. Yales Stallknecht ging mit. Zwei Mann begaben sich in das Regimentskloster und holten einige Farbtöpfe und mehrere große Dekorationspinsel heraus. Dann kam die Nacht auf das Lager herein, und man hörte ein Geräusch in Yales Stall, als wenn ein Pferd seinen Futterkasten in Stücke schlägt. Yale hatte einen kräftigen alten weißen Schimmel aus Wales.

Der nächste Tag war ein Dienstag, und die Mannschaften, die gehört hatten, Yale wolle das Paukenpferd am Abend erschießen, beschlossen, dem Tier ein regelrechtes Regimentärbegräbnis zuteil werden zu lassen — ein feineres, als sie dem Oberst hätten zuteil werden lassen, wenn dieser gestorben wäre. Sie beschafften einen Ochsenwagen, einige Säde und Bündel von Rosen; unter die Säde wurde der Kadaver gelegt und nach dem Plage übergeführt, wo die Kohlen aufgespeichert waren; zwei Drittel des Regiments folgten. Es war keine Musikkapelle dabei, doch alle sangen: „Der Platz, wo das alte Pferd gestorben“, als etwas Pietätvolles und der Situation Angemessenes. Als der Kadaver in das Grab gesenkt war und die Leute Arme voll Rosen hineinwarfen, um es zu bedecken, brach der Tierarzt in einen Fluch aus und sagte ganz laut: „Ei, das ist ebenso wenig das Paukenpferd, als ich es bin!“

Die Feldwebel fragten ihn, ob er seinen Kopf in der Kantine gelassen hätte. Der Rosarzt erwiderte, er kenne das Paukenpferdes Füsse so genau, wie er seine eigenen kenne. Doch er schwieg still, als er auf dem arbeitsigen, steifen Vorderbein die eingebrannte Regimentsnummer erblickte. So wurde das Paukenpferd der weißen Husaren begraben. Die Säde, die den Kadaver bedeckten, waren stellenweise mit schwarzer Farbe beschmiert, was dem Rosarzt auffiel, und worauf er auch aufmerksam machte. Doch der Feldwebel des Trupps E. gab ihm einen tüchtigen Stoß in die Kniekehle und sagte ihm, er wäre zweifellos betrunken.

An dem dem Begräbnis folgenden Montag suchte sich der Oberst an den weißen Husaren zu rächen. Da er unglücklicherweise gerade zurzeit das Kommando über die Station führte, so setzte er eine Brigadefeldübungsübung an. Er sagte, er würde das Regiment wegen „ihrer verdamnten Frechheit“ schweigen lassen, und er führte diesen Entschluß auch vollständig durch. Dieser Montag war einer der schlimmsten Tage für die weißen Husaren. Sie wurden gegen einen kochierten Feind geheßt, vorwärts getrieben, zurückgeworfen, hin- und hergepeitscht und in jeder möglichen Weise wissenschaftlich über das neblige Feld gejagt, bis sie tüchtig schwitzten. Ihr einziges Vergnügen kam erst gegen Abend, als sie die reitende Artillerie anfielen und zwei Meilen weit fortjagten. Ein Parademarsch beschloß die Übung, und

als das Regiment zu seinen Linien zurückkehrte, waren die Leute von den Sporen bis zu den Knien mit Schmutz bedeckt.

Die weißen Husaren haben ein großes und besonderes Privilegium, das sie sich, glaube ich, bei Fontenoy erlangen.

Manche Regimenter besitzen besondere Rechte wie das Tragen von Kragen unter der Dienstuniform oder einen Streifen Band zwischen den Schultern oder rote und weiße Rosen auf den Helmen an bestimmten Tagen des Jahres. Einige Rechte sind mit Regimentskommandeuren verknüpft, andere mit Regimentserfolgen. Alle werden hochgeschätzt, doch keines so hoch wie das Recht der weißen Husaren, daß die Musikkapelle spielt, wenn die Pferde in den Linien getränkt werden. Nur ein Tonstück wird gespielt, und dieses Tonstück verändert sich nie. Ich weiß seinen richtigen Namen nicht, aber die weißen Husaren nennen es: „Bringe mich wieder nach London zurück.“ Es klingt sehr hübsch. Das Regiment würde sich lieber aus der Armeeliste streichen lassen, als dieses Privilegium missen.

Nachdem zur Rückkehr geblasen war, ritten die Offiziere heim, um die Ställe instand setzen zu lassen, während die Mannschaften sich „rührten“. Das heißt, sie machten die Rockknöpfe auf, loderten die Helme und begannen zu scherzen oder zu fluchen, wie sie gerade die Laune anwandte; die Sorgsameren stiegen ab und loderten die Gurte und die Knöpfe. Ein guter Soldat schätzt sein Pferd genau so hoch, wie er sich selbst schätzt, und glaubt oder sollte doch glauben, daß diese beiden zusammen, was Frauen und Männer, Mädchen oder Flinten betrifft, unwiderstehlich sind.

Dann gab der diensthabende Offizier den Befehl: „Pferde tränken!“ Das Regiment wandte sich zu den Schwadronströgen, die in der Nähe der Ställe und zwischen diesen und den Baracken sich befanden. Es waren das vier ungeheuer große Tröge, einer für jede Schwadron, stoffartig arrangiert, so daß das ganze Regiment in zehn Minuten tränken konnte, wenn es wollte. Doch es dauerte gewöhnlich 17, weil die Musik spielte.

Die Musik begann, während die Schwadronen zu den Trögen zogen und die Mannschaften die Fäße von den Steigbügeln befreiten. Die Sonne ging eben in einem dicken, heißen Bett von roten Wolken unter, und der Weg zu den Linien schien gleichsam in das Auge der Sonne zu führen. Da erschien auf der Landstraße ein kleiner Punkt. Er ward größer und größer, bis er sich als ein Pferd entpuppte, auf dessen Rücken eine Art Bratrost saß. Die roten Wolken gliperten durch die Sparren dieses Rostes. Einzelne Soldaten beschatteten die Augen mit den Händen und sagten: „Was hat denn das Pferd auf seinem Rücken sitzen?“

Eine Minute später hörten sie ein Wiehern, das jede Seele im Regiment, Pferde wie Mannschaften, kannte, und sahen das tote Pantenpferd der weißen Husaren gerade auf die Musik zulaufen.

(Schluß folgt.)



Napoleons kleiner Hut. Das Institut de France hat vor nicht langer Zeit eine volle Plenarsitzung auf einem Hut verwandelt, aber es war der Hut Napoleons, sein berühmter Hut, den der große Kaiser in der Schlacht bei Waterloo getragen hat. An der Echtheit ist nicht zu zweifeln; regelrechte Begutachtungen, ja sogar eine notarielle Beglaubigung sind beigelegt; die größten Namen des Kaiserreichs zeugen dafür. Es ist gerade so gut, wie wenn man den Hut Gesslers vorzeigte, und Wilhelm Tell selbst hätte ihn als den richtigen anerkannt. Dieser Hut gehörte einem Getreuen des Kaisers, von dem der Maler Gerôme ihn kaufte und dafür 17 000 Fr. bezahlte. Hüte für 17 000 Fr. sind ziemlich selten, und man begreift, daß Gerôme, der mit dem Herzog von Numale sehr befreundet war, ihm eines Tages in Chantilly nach einem guten Frühstück eröffnete: „Monseigneur, ich habe Sie in meinem Testament bedacht; ich vermache dem Museum Condé den Hut, den Napoleon I. bei Waterloo trug.“ Der Herzog von Numale antwortete: „Das ist ja sehr interessant!“ eine Bemerkung, die zu nichts verpflichtete und weder ja noch nein bedeutete. Da Gerôme erst nach dem Herzog von Numale starb, mußte sein Vermächtnis nicht mehr von dem Herzog, sondern von dem Institut angenommen werden, das sein Erbe in Chantilly ist. Die Museumskommission hatte nun das Vermächtnis nicht annehmen wollen, weil es doch nicht ginge, diesen Hut neben den Andenken an den Herzog von Eughien aufzustellen.

Doch endlich, nachdem Henry Houssaye und Albert Daudal für die Annahme eingetreten waren, wurde der Hut dem Museum überwiesen. Napoleon, der Mitglied des Instituts war, und dessen Büste im Sitzungssaal steht, wohnte der Verhandlung so ernsthaft bei, wie jeder andere der weisen Herren. Dachte er an die vielen Hüte, die er getragen, und die er so oft zu wechseln pflegte? Aber alle diese Hüte sind ja für uns zusammengeschmolzen in den einen „kleinen Hut“, um den sich eine ganze Legende gesponnen hat, und ohne den wir das Bild des Kaisers uns ebensowenig denken können wie ohne die weißen Hosen, an denen er sich in nervöser Erregtheit so oft die Fingerringe abwischte. Die Hüte von Coulon, von Aegypten und Marengo sind allerdings sehr klein; aber Napoleon ging doch auch ein wenig mit der Mode mit und ließ sich die Hüte allmählich immer etwas größer machen, so daß der Hut von Waterloo etwa doppelt so groß ist, wie der von Marengo. Der Kaiser hatte ja wirklich mit der Zeit ein Bündel bekommen, und ein kleiner Hut hätte doch etwas zu lächerlich ausgesehen auf diesem mächtigen Kopf und starken Körper. Dafür sind aber seine letzten Hüte wieder beinahe zu groß für seine Statur, und in der Karikatur hat man das auch ausgenutzt; denn auf englischen Fayencen ist ein Kind dargestellt, das unter dem Hute des Kaisers liegt. Es sollte damit auf die jugendlichen Rekruten hindeutet werden, die Napoleon im Jahre 1813 schon im Alter von 14 und 15 Jahren einberufen hatte. Von den 200 Hüten, die Napoleon getragen hat, kennt man nur noch fünf.



Alte Schulzeugnisse. In Elftit schrieben vor etwa 40 Jahren die Lehrer in das große Zeugnisbuch hinter ihren Nummern in eine besondere Rubrik noch ihr Urteil über die Verfassungsfähigkeit jedes Schülers. Für dieses Urteil werden vorgeschrieben die drei Abstufungen: „muß“ (wenn der Schüler nach seinen Leistungen versetzt werden mußte), „kann“ (wenn es zweifelhaft war), „kann nicht“ (wenn er sitzen bleiben sollte). Nun war einmal in Quarta ein hoffnungsvoller Jüngling, dem es in den unteren Klassen so gut gefallen hatte, daß ihm bereits der Schnurrbart zu sprossen begann, als zum drittenmal seine Verfassung nach Tertia in Frage stand, da schrieb ein alter Professor voller Verzweiflung in das Zeugnisbuch ein: „Kann nicht, muß aber!“



Auch eine Musikkritik. Ein amerikanisches Blatt setzte, wie der Ménestrel berichtet, seinen Lesern folgende anmutige Besprechung der Leistung einer Sängerin nach deren letzter Vorstellung vor: „Die Stimme der Miss K. entfaltet sich wie das Tosen eines Ozeans und das Donnern einer Lokomotive, die mit Volldampf fährt. Sie dämpft die Stimme in Tönen, die einer wilden Rache würdig sind, und steigert sie wieder in Tönen, die den Klagen eines verlassenen Hundes ähnlich klingen. Miss K. unterbricht sich gerade so lange, daß sie wieder Atem schöpfen kann, dann erhebt sie sich auf den Zehenspitzen, bläht die Brust auf und ahmt in wunderbarer Weise das geheimnisvolle Brüllen nach, das einen Schneesturm in Dakota ankündigt. Der Lieblingspanther des alten Vándigers Jim Barker, der ihn in seinem Hause hält, das hinter dem Theater liegt, war dermaßen erschreckt von den hohen Tönen der Miss K., daß er sich in den äußersten Winkel verkroch. Hoffen wir, daß Miss K. möglichst bald wieder zu uns kommt“

Humor.

Der Wunsch der Dichterin. Eine Dichterin, die das beträchtliche Körpergewicht von 160 Pfund hatte, schrieb ein tiefempfundenes Gedicht, das mit den Worten begann:

„Ich möchte zwischern dem Vöglein gleich,
Auf hohem, schwankendem, dünnem Zweig.“

Wenn ihr Wunsch in Erfüllung ginge, würde der Lokalberichterstatter jedenfalls von einem schrecklichen Unglück zu meiden haben, es sei denn, daß der hohe, schwankende, dünne Zweig einen Durchmesser von wenigstens sechs Zoll hätte.